

Gibt es eine schweizerische Philosophie?

Autor(en): **Fueter, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gibt es eine schweizerische Philosophie?

Ein Blick auf die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts

von Eduard Fueter.

U nser Land scheint so arm an Philosophen zu sein wie an edlen Erzen. Man muss schon mit einiger Mühe nach den verborgenen Adern graben, um etwas zu erschürfen. Und dann geschieht es meist, dass man das philosophische Gold nur verbunden mit andern, wenn auch keineswegs unedlen Stoffen findet. Man denke nur etwa an Gestalten des 19. Jahrhunderts wie Bachofen und Burckhardt und an das Wort des letztern, dass er nur in den Vorhof des philosophischen Tempels vorgedrungen sei. Beide hatten den Willen nur unter der Tarnkappe wissenschaftlicher Akribie die Göttin der Weisheitsliebe zu empfangen und davon Zeugnis abzulegen. Woher kommt es nun, dass die Schweiz auf der philosophischen Wandkarte beinahe ein weisses Gebiet, eine terra incognita ist? Warum hat die mütterliche Eidgenossenschaft ihre Kinder so freigiebig mit allen Gaben der Theologie, der verschiedenen Wissenschaften, der Poesie und Prosa, der Technik der Kriegskunst und der Politik versehen, aber das philosophische Talent so sparsam verwaltet? Eine Antwort darauf ist nicht leicht und auch nicht sicher zu geben. Meist wird angenommen, dass das schweizerische Naturrell eben unphilosophisch sei, dass unserer „Rasse“ die spekulativ-metaphysische Begabung fehle wie den Fischen die Flügel. Dies ist nicht ausgeschlossen, aber es bleibt doch die Feststellung, dass die deutsche Schweiz blutmässig ähnlich konstituiert ist wie das überreich mit Philosophen gesegnete Süddeutschland. Ausserdem muss der Historiker doch bei solchen Feststellungen ein grosser Zweifler sein. Es ist sein Beruf zu fragen, ob nicht bestimmte geschichtliche Vorgänge Begabungen unterdrückt, andere begünstigt haben. Wenn auch blutmässige und nicht weiter zu erforschende prähistorische Herkünfte eine grosse Rolle spielen können, so zeigt sich doch andererseits, dass die Natur eine verschwenderische Herrin ist und die Begabungen vielseitig anlegt. Tatsächlich beweist der historische Verlauf der Landesgeschichte auch, dass es an philosophischen Begabungen nicht gefehlt hat und dass sie auch häufig zum Keimen, seltener

zum Blühen kamen. Die folgende Darstellung möchte diese Anschauung für eine besondere Epoche erhärten und mit einem Ueberblick auf die vorangehende Geistesgeschichte als notwendige Voraussetzung beginnen.

Erasmus prophezeite 1517, dass die Schweiz sich anschieke, ihren militärischen Ruhm mit glorreichen Studien zu verbinden. Er hatte recht. Gerade damals war der Wendepunkt, in dem sich das „Hirten- und Soldatenvolk“ zu einer Kulturnation verwandelte, und schon in wenig Jahren war sein geistlich-geistiger Einfluss bedeutender als sein politisch-kriegerischer. Ausser den Reformatoren, in denen sich tiefes Nachdenken über die letzten Fragen religiös äusserte, fehlte auch ein grosser Philosoph nicht: *Paracelsus*, der die Naturphilosophie in Deutschland und in deutscher Sprache begründete. Wenn auch sein unruhiges Leben, wie dasjenige fast aller schweizerischen Philosophen, nur zum kleinen Teil auf heimatlicher Erde verlief, so war er doch unstreitig ein Eidgenosse nach Herkunft und innerstem Wesen. Auffallend ist oft die Aehnlichkeit mit einem spätern Inner-schweizer: *Troxler*; die naturphilosophische, pantheistische, medizinische Richtung ist ihnen ebenso gemeinsam wie die gereizte Heftigkeit ihrer Charaktere. Aber dieser glanzvolle Beginn mit *Paracelsus* fand keine Fortsetzung. Die schöne Blüte des Humanismus wurde in der spätern Gegenreformation fast ganz geknickt. Die meisten Lebens- und Geistesströme ergossen sich in die Theologie, die dafür einige berühmte Namen ihr eigen nannte und in der Schweiz eine anerkannte Heimstätte hatte. Um 1650 gab es daneben nur noch wenige Philologen und Aerzte, vor allem in Basel und Schaffhausen, die dem allgemeinen Geistesleben dienten. In der Naturforschung stösst man nur auf zwei Namen von mehr als lokaler Bedeutung: *J o o s t B ü r g i*, der Mitentdecker der natürlichen Logarithmen und *J o h a n n C y s a t*, dem man die Auffindung des Orionnebels und einiger anderer astronomischer Erscheinungen verdankt. Das war wenig im Vergleich zu den Leistungen eines Jahrhunderts vorher; *Bürgi* und *Cysat* hielten sich ausserdem in der entscheidenden Epoche ihres Lebens im Auslande auf.

Die Philosophie wurde damals mehr denn je zu einer Schulwissenschaft und zur mittelalterlichen *ancilla theologiae*, sowohl im Protestantismus wie im Katholizismus. An freiern

Strömungen fehlte es allerdings nicht, wie der Kampf des Syllabus controversarum 1662 und die Formula Consensus 1675 in ihrer Gegenwehr gegen Sozianismus, Amyraldianismus, Coccejanismus, Pelagianismus, usw. zeigten. Sie, gemeinsam mit dem altprotestantischen Rationalismus, wirkten zusammen, um eine machtvolle Belebung durch eine philosophische Strömung vorzubereiten: die Lehre des Franzosen Descartes. Er bedeutete für das Geistesleben im engern Sinne eine machtvolle Belebung. Vor allem auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften änderte sich das Bild vollständig. Die Schweiz stand plötzlich in vorderster Linie, nachdem sie ein Jahrhundert vorher niemanden neben Kepler, Galilei, Bacon, zahlreiche holländische und englische Gelehrte hatte stellen können. Aber während in andern Ländern auch die Philosophie Nutzen aus dieser Neubelebung zog, so blieb er in der Schweiz fast ganz aus. Dies rührte von dem besonders starken Einfluss der Kirche her. In der protestantischen Schweiz hatte die Theologie nämlich eine so feste Stellung errungen wie, ausser in einigen deutschen Territorien, sonst nirgends; sie war insbesondere aufs engste mit der Staatsgewalt verknüpft. Diese Stellung hatte sich noch erhöht, als der dreissigjährige Krieg an den Grenzen der Schweiz beinahe schadlos vorüberging. Im zeitgenössischen Denken hatte man diese Gunst des Schicksals vor allem der Frömmigkeit zugeschrieben; ausserdem beruhte auf der christlichen Glaubensgemeinschaft manches lebenswichtige politische Bündnis. Als daher die neue Philosophie, zunächst der Cartesianismus und etwas später die Lehren von Hume, Locke, Spinoza, Leibniz, Wolff, usw., eindringen, hatten sie sogleich eine fast geschlossene Opposition der Kirche gegen sich, da sie mit zahlreichen dogmatischen und einigen symbolischen Sätzen nicht übereinstimmten und die Orthodoxie mit Recht nichts Gutes erwartete. Den typischen und an Symbolkraft kaum übertreffbaren Fall wies Genf auf, wie er durch Borgeaud's ausgezeichnete Universitätsgeschichte bekannt geworden ist. Dort hatte der besonders fähige junge Philosoph Robert Chouet, ein Bürger der Stadt, seine Wahl zum Universitätsdozenten 1669 hauptsächlich dem Einsatz seines Onkels zuzuschreiben; die Vénérable Compagnie hatte gegen diese Wahl eines Cartesianers die äussersten Mittel angewandt und versucht, einen Anhänger der bis-

herigen scholastisch-peripatethischen Richtung ernennen zu lassen. Schon die frühere aristotelische Lehrweise war, wie bei dieser Gelegenheit geäußert wurde, nur erlaubt worden, da sie die am wenigsten gefährliche sei. Chouet übernahm die eidliche Verpflichtung nur Philosoph zu sein. Aber damit stand er vor einer schwierigen Aufgabe. Das christliche Dogma bestimmte das Denken sehr weitgehend. Sinn, Herkunft, Aufgabe des Menschen, der Heilsplan der Geschichte, die Vorstellung von Engeln und Tieren, ja selbst astronomische und physikalische Anschauungen waren entweder durch das wörtliche Zeugnis der Bibel oder durch die Theologie mehr oder minder verpflichtend festgelegt. So vorsichtig sich auch in manchen Fragen der Cartesianismus ausdrückte und so indifferent sich der Calvinismus gegenüber den Naturwissenschaften geäußert hatte, Konfliktsmöglichkeiten gab es übergenug. Um diesen auszuweichen, wählte Chouet einen Ausweg. Er beraubte den Cartesianismus weitgehend jedes metaphysischen Gehaltes und lehrte in seinen Vorlesungen die ungefährliche Experimentalphysik. Dadurch blieb er Cartesianer; zugleich blieb der Friede gewahrt und Chouet wurde sogar ein geschätztes Mitglied der Vénérable Compagnie. Die Folgen aber waren, da sie innerhalb gewisser Grenzen für die Eidgenossenschaft insgesamt gelten, von entscheidendem Einfluss. Das eigentlich Philosophische wurde bei uns oft gemieden, dagegen empfing die Naturwissenschaft Impulse von höchster Kraft; besonders auch die Mathematik, der die Zensur wenig anhaben konnte. Was in den andern Ländern sich auf die Naturforschung und die Naturphilosophie verteilte, ergoss sich bei uns konzentriert in die Wissenschaft, die auch während der folgenden Zeit sorgfältig darauf achtete, durch spekulative Exkurse mit der Kirche nicht in Konflikt zu geraten. Aus diesen Gründen erklärt sich vielleicht auch der solide, fachliche Charakter der schweizerischen Physiker und Mathematiker, der im Gegensatz zu zahlreichen damaligen Wissenschaftlern steht.

Aber dies war glücklicherweise nur eine erste und nicht die beste Phase. Der Geist ist, so heisst es bei Jakob Burckhardt, ein ewiger Wühler, und seinem notwendigen Gang Hindernisse entgegenzusetzen ist noch schwieriger als allen wirtschaftlichen Umwälzungen. Weitsichtig sahen dies manche

Theologen, teilweise infolge englischen Einflusses, teilweise unter der Leitung von Turretini und Osterwald stehend, ein. Ihnen schien es richtig, bei strengem Festhalten am supranaturalen Gehalt des Christentums den kirchlichen Glauben mit den neuen Anschauungen zu verbinden. Sie erwiesen sich unter Berufung auf manche Kirchenväter und auf Psalmen, sowie die berühmte Paulusstelle Röm. 1,19—21 der Anschauung der natürlichen Theologie zugänglich, dass sich nämlich Gott nicht nur in der Bibel, sondern auch in seinen Werken offenbare. Ein ewiger Zug menschlicher Gläubigkeit wurde damit wieder aufgenommen und drang selbst stark in die christliche Hymnologie ein. Dadurch wurde nun die Beschäftigung mit der Natur zu einer priesterlichen Angelegenheit. Tatsächlich heisst es auch in den unter Turretini's Namen herausgegebenen *Cogitantes et Dissertationes theologicae* (I, 69), dass alle physikalischen, anatomischen und astronomischen Schriften nichts anderes seien als ebensoviele Prinzipien und Voraussetzungen, aus denen die Wahrheiten sowie Schlussfolgerungen der natürlichen Theologie hergeleitet werden können, wie dies bei den drei hervorragenden Naturforschern des 17. Jahrhunderts Ray, Derham, Niewentyt und andern zu ersehen sei, die mit ihrer Betrachtung die Existenz und Vollkommenheit Gottes am gewissesten bewiesen haben. Dieser natürlichen Theologie haben sich nicht nur die meisten schweizerischen Naturforscher schon zu Beginn oder im Laufe ihres Lebens angeschlossen, sondern auch zahlreiche Gebildete, und ihr starker, schöner Glaube, der sich mit dem christlichen Jenseitsglauben verband, hat ungemein fruchtbar gewirkt. Er bestimmte das harmonische Verhältnis zwischen den Wissenschaften und der Kirche, das eigentlich bis zur Gegenwart bei uns besteht. Es bedeutet dies vor allem einen Gegensatz zu einigen Perioden der französischen, italienischen und spanischen Geschichte; aber auch in Deutschland, Holland und England, wo die Entwicklung am ähnlichsten sich vollzog, wären gewichtige Abweichungen festzuhalten. — Den eigentümlichsten Ausdruck fand die neue Anschauung in Scheuchzers *Physica sacra*, was die Bibel naturwissenschaftlich dargestellt bedeutet. Es war nicht das einzige, aber das monumentalste und erhabenste Werk dieser Art. In ihm versöhnte sich christlicher Glaube und moderne Wissenschaftlichkeit zu jener Zeit am tief-

sten. So sehr diese Versöhnung der Forschung zugute kam, so stark hinderte sie den philosophischen Zweifel. Und dies ist denn auch eines der wichtigsten Merkmale der schweizerischen Philosophen, auf deren einzelne Gestalten nun eingegangen sei.

*

Die aufklärerische Philosophie begann in der Schweiz mit dem Denken der beiden Cartesianer Robert Chouet (1642—1731) und Jakob Bernoulli, (1654—1705). Dieser war der Begründer der berühmten mathematischen Dynastie. Mit der Wahl Chouet's an die Akademie im Jahre 1669 brach eine neue Periode an, deren Wichtigkeit „nur derjenigen, welche die Reformation hervorgerufen hat, nachsteht". Er hat „dem Leben von Genf während eines Jahrhunderts seine wissenschaftliche Richtung und seine Eigenbewegung gegeben" (Borgeaud). Schon einige Jahre vor 1669 war der Huguenott de Rodon als Anhänger Gassendi's in die kalvinistische Metropole eingedrungen und hatte, wenn auch ohne offenen Bruch mit Aristoteles, dessen Philosophie verteidigt. Gegen diese materialistische Gefahr setzte sich die Vénérable Compagnie kategorisch zur Wehr, und es gelang ihr auch, de Rodons Aufnahme in die Akademie zu hintertreiben. Sie erklärte dabei: „Es ist zu fürchten, dass eine solche Anstellung zu Parteienbildung, zu Wirren und Streitigkeiten zwischen den Professoren und den Studenten, sowie im Volke führt", wogegen sich die aristotelische Auffassung als „am wenigsten gefährlich" mit den Satzungen der Kirche vertrage. War es der Vénérable Compagnie verhältnismässig leicht geworden, dem Materialismus die Stirn zu bieten, so zog der Cartesianismus durch seine Verbindung mit konservativen, religiösen Anschauungen, durch seine vermittelnde Stellung gegenüber manchen Lehren, darunter dem heliozentrischen Koppelnikanismus, und vor allem auch durch den Rückhalt an der mathematischen Methode leichter ein. Die näheren Umstände von Chouets Wahl wurden schon dargestellt. Chouet war eine sehr tätige, vielseitig begabte, aber trotz einer selbstgewissen Einsicht versöhnliche Natur. Publiziert hat er wenig. Es ist auch für die Folgezeit charakteristisch, dass er sich vor allem einigen erkenntnistheoretisch-logischen Problemen zuwandte und stets den Zusammenhang mit der natur-

wissenschaftlichen Forschung beibehielt. Diese war für ihn wie für Spätere das sichere, unangreifbare Fundament. In seinen 1672 erschienenen „Theses logicae“ findet man cartesianische Anschauungen ohne bemerkenswerte Originalität entwickelt. Für das Geistesleben war es aber von einiger Bedeutung, dass er Bayle und den spätern Theologen Alphons Turretini zu Schülern hatte. Von einer tiefern philosophischen Tätigkeit hielt ihn wohl auch die spätere Beschäftigung im Staatsdienst ab, wo er als Gesandter, Staatsrat und Syndic seinem Vaterlande die grössten Dienste leistete. Sein Nachfolger auf dem philosophischen Lehrstuhl wurde Antoine Leger, der als Dialektiker und Theolog hervortrat. Ihn ersetzte später Jean-Antoine Gautier, der sich wiederum stark an die Naturwissenschaften und die Mathematik, die er unter Jakob Bernoulli gelehrt hatte, hielt.

Während diese drei Genfer doch in erster Linie schweizerische oder lokale Bedeutung hatten, war der Einfluss von Jakob Bernoulli weit grösser. Seine überragende Bedeutung hat er zwar als Mathematiker; aber seine Werke enthalten auch philosophisches Gedankengut. Jakob Bernoulli war von seinem Vater zum Studium der Theologie bestimmt worden und hatte 1671 den Magisterhut der Philosophie erworben; aber seine unwiderstehliche Neigung galt der „königlichen Wissenschaft“. Auf autodidaktischem Wege erreichte er bald bedeutende Kenntnisse darin, und es gelang ihm selbst im Lauf der Zeit, mit Leibniz und Newton wetteifern zu können. Die Zähigkeit und Eigenwilligkeit, die seinem energischen Charakter entsprachen und auch in seinen exakten Forschungen zum Ausdruck gelangten, führten ihn auch als philosophischen Denker zu origineller Selbständigkeit. Die cartesianische Universalmathematik, welche alle Vorgänge der Wissenschaften und des menschlichen Lebens auf rationale und quantitative Vorgänge zurückführen wollte, fand eine ihrer fruchtbarsten Ausprägungen bei ihm. Im 4. Teil seiner berühmten Wahrscheinlichkeitsrechnung, der den Titel führt: „Anwendung der vorhergehenden Lehre auf bürgerliche, sittliche und wirtschaftliche Verhältnisse“ machte er den Versuch, moralische Sätze mit Hilfe von Wahrscheinlichkeitsüberlegungen zu beweisen. Leider sind die Beweise nur fragmentarisch ausgeführt. Als unausgesprochenes Axiom besteht dabei der Satz, dass jenes Handeln klug zu nennen sei, das den

höchst erreichbaren Grad der Erfolgswahrscheinlichkeit besitze. Bemerkenswert ist auch die folgende Forderung: „Weil... nur selten volle Gewissheit erlangt werden kann, so wollen es die Notwendigkeit und das Herkommen, dass das, was nur moralisch gewiss ist, für unbedingt gewiss gehalten wird. Es würde also nützlich sein, wenn auf Veranlassung der Obrigkeit bestimmte Grenzen für die moralische Gewissheit festgesetzt würden, ob zur Erzielung dieser $\frac{99}{100}$ oder $\frac{999}{1000}$ verlangt werden müssen, damit ein Richter nicht parteiisch sein kann, sondern einen festen Gesichtspunkt hat, welchen er beim Fällen des Urteils beständig im Auge behält“. Auch der jüngere Bruder von Jakob, Johann I. Bernoulli (1667—1748) war in erster Linie Mathematiker; an Raschheit der Auffassungsgabe, vielseitiger Produktion und Geschmeidigkeit übertraf er seinen Bruder und Lehrmeister. Auch seine Berührung mit der Philosophie nahm von der exakten Wissenschaft ihren Ausgangspunkt. Er machte sich die mechanistische Auffassung des Universums, wie sie durch den Cartesianismus den umfassendsten Ausdruck gefunden hatte, zu eigen. Der Glaube, dass der ganze Kosmos durch Stoss und Gegenstoss bewegt werde und die Ueberzeugung, dass man alle Naturvorgänge auf die Kinematik zurückführen könne, führte ihn zur Auffindung eines der Physik angehörenden Gesetzes der virtuellen Verschiebung. In den „Nouvelles pensées sur le système de Descartes“, einer Schrift, die von der Pariser Akademie 1730 preisgekrönt wurde, unternahm er den letzten, scharfsinnigen Versuch, die Wirbeltheorie des französischen Philosophen zu retten. Gegen die angreifenden Engländer setzte er zum Gegenschlag aus, indem er auf das Unbefriedigende, das in dem „scholastischen“ Begriff der Gravitation liegt, hinwies. Da erschien ihm die Durchsichtigkeit und Klarheit der mechanischen Begriffe von Descartes doch überlegen. Weiter entfernte er sich von der Naturphilosophie u. a. in den Briefen an Leibniz, in denen er auf dessen Monadenlehre zu sprechen kam und sie in entscheidenden Punkten in Frage stellte.

Gingen die beiden Bernoulli nur gelegentlich über die Grenzen ihres Fachgebietes hinaus, so fand sich im Waadtländer Pierre de Crousaz (1663—1750) eine andere Natur. Ihm fehlte die leidenschaftliche, tiefliegende Passion für die Mathe-

matik, wie sie die beiden Basler besaßen; auch war er weniger ehrgeizig, sodass er sich nicht fürchtete, durch freimütige Spekulationen seinen Ruhm zu gefährden. In der Ausbildung war er mit Jakob Bernoulli verwandt; theologische und mathematische Studien hatte er getrieben, als er 1685 die philosophische Dozentur in Lausanne erhielt. Hier wurde er nun Logiker und Metaphysiker von grosser, etwas breitschweifiger Schöpferkraft. Von selbständigem Urteil in allen Dingen, wehrte er sich selbst gegen die Ueberschätzung seiner eigenen cartesianischen Grundhaltung: „On est devenu Cartésien à la peripateticienne; on s'est fait un devoir d'admirer Descartes, et de le croire sage et sensé en tout; c'est ainsi que les anciens égarements ressuscitent comme les modes". Die wichtigsten Werke de Crousaz's waren seine „Logik", die 1712 erstmals erschienen war, seine „Prüfung des alten und modernen Pyrrhonismus", sowie eine „Abhandlung über das Schöne". Er ist damit der erste bekannte, moderne Philosoph der Schweiz geworden. Allen Schriften sind zwei Züge gemeinsam: der unbedingte, echte Kampf gegen Skeptizismus oder Ungläubigkeit und der lebhafteste Einsatz für die Willensfreiheit. Beide Züge sind auch für die Folgezeit charakteristisch; eine freie christliche Apologetik findet sich später bei Albrecht von Haller, Charles Bonnet, Leonhard Euler, Loys de Cheseaux, usw. Bei der Abwehr eines jeden Determinismus, der sich noch mehrfach findet, ist unklar, ob es sich um die Gegenwehr gegen die kalvinistische Prädestinationslehre handelt oder um die Folge des demokratischen Freiheitsbegriffes. Jedenfalls lehnen Crousaz und seine Nachfolger die fatalistische Anschauung ab, und für den Waadtländer bildet sie die Hauptursache, weshalb Spinoza und Leibniz so scharf zurückgewiesen werden. Noch schärfer wird der Kampf natürlich gegen Montaigne, Charron, Bayle; aber auch Descartes wird nicht verschont, wo er sich gegen die beiden Fundamente des Crousaz'schen Glaubens vergeht.

Bereits einer jüngern Generation gehörten Leonhard Euler (1707—1783) aus Basel und Johann Heinrich Lambert (1728—1777) aus Mülhausen¹⁾ an. Beide waren leuchtende

¹⁾ Die schweizerische Zugehörigkeit Lamberts ergibt sich nicht nur aus der damaligen Verbindung Mülhausens mit der Schweiz, sondern vor allem aus der eigenen Bezeichnung Lamberts als „Mulhusino-Helveticus".

Sterne am mathematischen Himmel; Euler zählt selbst zu den hellsten, die je dort gestanden. Aber wie Leibniz verfolgten sie die vielseitigsten Interessen, die in ihrer verstandesmächtigen Entfaltung zur Universalgelehrsamkeit führten. Sie glichen freilich nicht mehr dem „uomo universale“ der Renaissance, dessen gefühlvolle Gedankenwelt und lebhaft Intuition von der Harmonie des Makro- und Mikrokosmös erfüllt war. Kritischer Geist, Intellekt und Wissen waren umfassender und tiefer geworden. Euler war eine künstlerische, ungeheuer leicht produzierende Natur; das zähe Grübeln Lamberts, das sich gerade in einem Teil seiner philosophischen Schriften findet, lag ihm nicht. So konnte von einem guten Kenner Eulers behauptet werden, dass ihm die metaphysische Ader überhaupt gefehlt habe; während man Lambert „einen Phantasten der Logik (im guten Sinne des Wortes) und einen Enthusiasten des Masses und der symmetrischen Ordnung“ genannt hat. Beides ist übertrieben. Doch ist richtig, dass von Euler nur philosophische Abhandlungen und Briefe vorliegen; von Lambert aber zwei ausgezeichnete systematische Darstellungen: „Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung von Irrtum und Schein. „Leipzig 1764“ und „Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntnis. Riga 1771“. Lamberts Ziel war, gegenüber Aristoteles eine neue Logik in Analogie zur Euklid'schen Methode zu schaffen, die dann auf die Metaphysik anwendbar würde. Er wollte die Gewissheit, die dem demonstrativen Verfahren innewohnte, zur Grundlage allen Denkens machen. Er lobte deshalb Wolff, dass er damit begonnen und tadelte ihn dass er das Verfahren nicht wirklich durchgeführt habe. Man mag heute oft über diese Leistung lächeln; bewundernswürdig bleibt sie, ausser einigen Absonderlichkeiten, doch als grossartiger Versuch eines sinnreichen Mannes. Mutig war auch, dass er an den geheiligten Gegensatz von Qualität und Quantität zu rühren wagte, ohne Materialist zu sein: „Die wahren innern Eigenschaften sind noch viel zu unbekannt, als dass an eine ächte Theorie gedacht werden kann. In den meisten Fällen, wo das Wort gebraucht wird, zeigt man dadurch höchstens

nur ein Gemisch von Qualitäten, Verhältnissen und Verbindungen, nicht aber einzelne und wahre Qualitäten an”.

Lamberts und Eulers bedeutsamstes Verdienst war aber der Einfluss, den sie auf Kant ausübten, vor allem auf die mittlere Periode seines Schaffens. Lambert hat den Begriff des Apriori — im Gegensatz zu dem herrschenden Psychologismus — rein logisch und erkenntnistheoretisch zu fassen versucht. Dabei verstand er unter aprioristischer Erkenntnis diejenige, die nicht durch die Erfahrung begründet ist, sondern ähnlich den mathematischen Axiomen am Anfang des Denkens steht. Es ist dann Aufgabe der Metaphysik, aus solchen Elementen ihr Begriffssystem aufzubauen. Weniger auf methodologischem als erkenntnistheoretischem Gebiet lagen die Anregungen, die Euler Kant gab. Es handelte sich einmal um die Lehre vom absoluten Raum und von der absoluten Zeit. Im Anschluss an Euler hat der Königsberger Philosoph die Anschauung vertreten, dass „der absolute Raum unabhängig von dem Dasein aller Materie sei und selbst als der erste Grund der Möglichkeit ihrer Zusammensetzung eine eigene Realität habe”. Auch in der Grundanschauung von der Materie herrschte weitgehende Übereinstimmung. Kant lehnte nach Eulers Vorbild eine besondere Trägheitskraft ab, im Gegensatz zu Baumgarten und Wolff. Noch wichtiger war, dass Kant das Fundament des schweizerischen Denkers übernahm, wonach die Physik als Prüfstein der Metaphysik zu verwenden sei¹⁾.

Für die Naturphilosophie im Allgemeinen bedeuteten sowohl Lamberts „Kosmologische Briefe”, worin er der Kant-Laplace'schen Hypothese der Himmelsmechanik nahe kam, wie Eulers „Briefe an eine deutsche Prinzessin” eine wertvolle Bereicherung. Sie enthielten klare, etwas populäre Erörterungen über die damaligen Grundlagen und Gesetze der exakten Wissenschaften. Bezeichnend waren bei Euler die ausgedehnten religiösen Betrachtungen.

Ein Zeitgenosse Eulers und Lamberts, der ebenfalls der exakten Wissenschaft diente, war der weltmännische Eklektiker Nikolaus Béguelin (1714—1789), der aus dem Berner Jura stammte. Mit den mannigfaltigsten Interessen begabt, ist er hier

¹⁾ Vgl. dazu die vorzügliche, geistvolle Schrift von Prof. A. Speiser: „Leonhard Euler und die deutsche Philosophie”. 1934.

zu erwähnen wegen seinem interessanten Versuch, erkenntnistheoretische Anschauungen von Leibniz und Newton zu versöhnen.

So bezeichnend die streng rationale und meist auf mathematische Prinzipien zurückgehende Philosophie für das 18. Jahrhundert war, so trat sie doch in der zweiten Jahrhunderthälfte zurück. Der seismographisch empfindliche Diderot prophezeite damals richtig, dass die Herrschaft der Mathematik in Hinblick auf das spekulative Denken zu Ende gehe. Die glanzvolle Entwicklung der beobachtenden und experimentellen Naturwissenschaften begannen auf das Denken einen stärkern Einfluss auszuüben. Die aufblühende Kultur und Kulturgeschichte, die zunehmende Lösung des Individuums aus den überlieferten Banden verlangten nach staats-, kultur- und geschichtsphilosophischen Werken.

Staatsphilosophische Betrachtungen schrieben die beiden Naturforscher Albrecht von Haller (1708—1777) und Charles Bonnet (1720—1793). Von Haller wurde mit Erfolg gezeigt, dass er bei Gelegenheit philosophisch dachte; man kann seine Gelegenheitsäusserungen auch systematisch ordnen; von einer vorsätzlichen Systematik kann aber keine Rede sein. Ja, er scheint darüber keine hohe Meinung gehabt zu haben. Wenigstens äusserte er einmal: „Bequemere Sternrohre, rundere Glastropfen, richtigere Abteilungen eines Zolles, Spritzen und Messer taten mehr zur Vergrösserung des Reiches der Wissenschaftler als der schöpferische Geist des Descartes, als der Vater der Ordnung, Aristoteles, als der belesene Gassendi...“ Er selbst wirkte aber bedeutungsvoll auf den Gang der Psychologie und Philosophie ein durch seine Irritabilitätslehre.

Ein spekulatives Talent besass dagegen Hallers Freund Bonnet. Sein Leben teilte sich in der Beschäftigung eines Insektenforschers und eines meditierenden Denkers. In seinem 1748 entworfenen „Essai de psychologie ou Considération sur les opérations de l'âme“ betrachtete er die Sinnesempfindungen als die psychischen Reaktionen gegen äussere Einwirkung. Die psychischen Funktionen selbst erschienen ihm durch Nervenbewegungen bedingt. Da mit dieser mechanischen oder „Fibernpsychologie“ die religiöse Anschauung der Weiterexistenz der Seele gefährdet war, führte er in einem andern Werke „La palin-

génésie philosophique ou Idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants" aus, wie die Fortdauer der intelligiblen Substanz durch einen wieder auferstehenden Leib zu denken sei. Mit dieser Lehre übte er einen namhaften Einfluss auf die deutsche Psychologie seiner Zeit aus.

Auch an der dritten, spätern Geistesbewegung des Jahrhunderts, in der die Geschichte, die Persönlichkeit und das Gefühl in den Vordergrund traten, hatte die Schweiz ihren Anteil. Ihre Vertreter waren allerdings denkbar verschieden, sowohl der Bedeutung wie der Eigenart nach. Zu ihnen zählte als der einflussreichste aller Kulturphilosophen Jean Jacques Rousseau (1712—1778); dann die beiden Geschichtsphilosophen Jakob Wegelin (1721—1791) aus St. Gallen und Jakob Iselin (1728—1782) aus Basel; endlich die beiden bekannten Schriftsteller: Caspar Lavater (1741—1801), der in starker Abhängigkeit von Bonnet stand, und der Aesthetiker Johann Georg Sulzer (1720—1779).

Wie sehr verschieden diese Denker von den vorher genannten waren, ergibt sich am besten aus einer Gegenüberstellung des „Traité du Beau" von de Crousaz mit Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (1771 ff.) Den fünf rationalen Prinzipien von de Crousaz stand nun die Superiorität des Gefühls, das sich über das Angenehme und Unangenehme, Gefallen und Missbilligung ausspricht, gegenüber. Der Psychologie der künstlerischen Produktion wurde ein entscheidender Raum gewährt. Es wurde weniger Wert auf erkenntnistheoretische Grundlegung als auf historische Beobachtung gelegt. Immerhin verleugnete aber auch Sulzer die Rationalität, die er unter der Einwirkung von Leibniz'schem und Wolff'schem Gedanken gut empfangen hatte, nicht. Gemeinsam ist de Crousaz und Sulzer der Hang zum Moralisieren. Sulzer ging so weit, den Wert der schönen Künste von der Moral abhängig zu machen.

Fast ganz vom Historischen ging Wegelin aus, der trotz seines schwerfälligen Wesens ein geschätztes Mitglied der Berliner Akademie wurde. Er war der eigentliche schweizerische Universalhistoriker des 18. Jahrhunderts. Aber er ging über die Geschichtsschreibung hinaus, indem er so tiefliegende Probleme wie „historische Wahrscheinlichkeit", „der periodische Lauf der Begebenheiten" usw. systematisch und etwas ermü-

dend behandelte. Gelegentlich wird man an Buckle's rationale Geschichtsauffassung erinnert, während sein Ziel wohl „weltgeschichtliche Betrachtungen“ gewesen wären. Dazu fehlte ihm zwar nicht das Talent — wohl aber das Genie.

Schon fast zur Popularphilosophie muss man Iselins edle „Geschichte der Menschheit“ zählen. Von typischer Bedeutung war die darin ausgesprochene Wandlung vom frühern Kulturpessimismus zum optimistischen, moralischen Entwicklungsglauben seiner Zeit.

Die Erwähnung einiger hervorstechender Denker lässt kaum ahnen, wie intensiv die grossen Anregungen des Jahrhunderts auf die gebildete Schweiz, ja die eidgenössische Kultur insgesamt einwirken. Man blättere einmal den „Mercure Suisse“, die zeitgenössischen Briefwechsel oder Paul Wernle's Geschichte des schweizerischen Protestantismus im 18. Jahrhundert durch, um zu sehen, wie ungemein verbreitet die Lektüre von Locke war, welch starken Einfluss Leibniz, Wolff und vor allem die französischen Aufklärer hatten. Im kleinen Kreis unterhielt man sich darüber, und ein zahlreiches literarisch-philosophisches Schrifttum legt heute noch Zeugnis davon ab; aber auffallend wenige Schriften haben die Zeiten überdauert. Dort wird man auch finden, dass mehrere Westschweizer (Barbeyrac, Burlamaqui, de Vattel, Rousseau usw.) Teil hatten an der grössten philosophischen Tat des Protestantismus: der Ausbildung des Naturrechtes. Freilich, mit Pufendorf, Grotius usw. konnte niemand wetteifern. Auch eine Ethik von persönlichem, systematischem Gehalt ist nicht geschaffen worden.

Umso reicher, fruchtbarer war dafür die pädagogische Provinz. Hier erlangte die Schweiz schon seit de Crousaz eine ausgezeichnete Stellung. Der Ruf der Erzieher war oft dem Ruhm ihrer Soldaten in früherer Zeit vergleichbar. Wenn man an die lange Reihe pädagogischer Vorschläge und Werke (Rousseau, Iselin, Planta, Fellenberg, Sulzer, Heidegger, Leonhard Usteri, Bonstetten, usw.) denkt, so scheint es, als ob Pestalozzi's Genie schon längst in der Eidgenossenschaft heimisch gewesen wäre und bei ihm nur die höchste Entfaltung erfahren hätte.

Dieser allgemeinen Regsamkeit entsprach aber keine Spitze. Trotzdem sind die schweizerischen Philosophen oder philosophi-

schen Denker von europäischer Bedeutung geworden. Allerdings nicht als grosse schöpferische Gestalter, sondern als Vermittler. Auf diese im besten Sinne schweizerische Seite wurde noch wenig hingewiesen. Für diese Vermittlungstätigkeit kamen ihnen drei Eigenschaften, die sie fast ohne Ausnahmen besaßen, zu statten: ihre konservative, religiöse Anschauung, welche dem allgemeinen Zeitgeist meist besser entsprach als revolutionäre Verkündigungen, dann ihre solide, vom Fachstudium ausgehende philosophische Beschäftigung, und drittens ihre Unabhängigkeit von nationalen Richtungen. So gehörten mehrere Schweizer zu den ersten, welche die Tiefe der newtonianischen Naturphilosophie erkannten und vor Voltaire dem Kontinent nahebringen versuchten. (Als dann später der Newtonianismus einen beinahe überschwenglichen Sieg feierte, hatten sie dagegen die Besonnenheit, auf die Grösse von Descartes und Leibniz hinzuweisen und sich oft wieder zu ihnen zu bekennen). Vor allem aber wichtig wurde ihre Tätigkeit an der Petersburger und Berliner Akademie. An beiden Orten halfen sie der Aufklärungsphilosophie, teilweise durch die Art ihrer Facharbeiten, teilweise als Sprecher der neuen Zeit, zum Durchbruch. Friderizianischer und schweizerischer Geist gingen dabei jene seltsame und doch natürliche Vereinigung ein, der für die vorkantianische Epoche bezeichnend wurde. Nach Deutschland wurden sie, wie Harnack feststellt, in erster Linie berufen, weil ihnen sowohl das französische wie englische Aufklärungsdanken vertraut war und sie es in deutscher Sprache vermitteln konnten. Trotzdem war dieses hohe Verdienst nicht das höchste. Die Pionierarbeit der grossen und kleinen schweizerischen Philosophen kam doch dem Lande selbst am meisten zugut. Im grossen Wandel der Zeiten führten sie den Kampf für neue grosse Ideale, für die geistige Befreiung der Menschheit. Wie stets bei bedeutsamen Umwälzungen wurden alte Werte zerstört; aber diesmal in seltenem Ausmass neue fruchtbare Kräfte entbunden und gezeugt. Wenn im 18. Jahrhundert die Eidgenossenschaft ein unvergleichlicher Kulturbereich wurde, wenn man damals nicht wusste, ob die Epoche reicher an Schönheit oder Geist war (Fritz Ernst), wenn ein neues Lebensrecht das Dasein der Schweiz erfüllte, dann hatten die schweizerischen Philosophen ihren wichtigen Anteil daran.